

JONATHAN KELLERMAN
Narbenseele



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Grace Blades ist eine brillante Psychologin. Ihre Gabe, verletzte Seelen zu heilen, kommt nicht von ungefähr. Grace trägt ihre eigenen unsichtbaren Narben – sie war erst fünf Jahre alt, als sie den blutigen Tod ihrer Eltern mit ansehen musste. Seit ihrer Kindheit flüchtet sie sich in ihren Wissensdurst, mit ihrem scharfen Verstand kann kaum jemand mithalten. Doch Graces makelloser professioneller Ruf besteht nur, weil sie ihre geheime, dunkle Seite strikt von ihrem Berufsleben trennt. Umso schockierter ist sie, als eine Bekanntschaft aus ihrem Privatleben plötzlich in ihrer Praxis auftaucht. Schlimmer noch, am nächsten Tag wird dieser Patient tot aufgefunden. Aus Angst, ihr Doppelleben könnte ans Licht kommen, beginnt sie, auf eigene Faust zu ermitteln. Doch dabei kommt sie einem grausamen Gegner auf die Spur, der die Dämonen ihrer Vergangenheit wieder aufleben lässt ...

Weitere Informationen zu Jonathan Kellerman
sowie zu lieferbaren Titeln des Autors
finden Sie am Ende des Buches.

Jonathan Kellerman

Narbenseele

Thriller

Aus dem Amerikanischen
von Kristiana Dorn-Ruhl

GOLDMANN

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2015
unter dem Titel »The Murderer's Daughter« bei Ballantine Books,
a division of Penguin Random House, New York

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene
externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der
Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere
Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des
Verlags ist daher ausgeschlossen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Januar 2017

Copyright © der Originalausgabe 2015 by Jonathan Kellerman

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2017

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: plainpicture/Folio Images/Bohman & Sjöstrand;

FinePic®, München

Redaktion: Sandra Lode

MR · Herstellung: Str.

Satz: DTP Service Apel, Hannover

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48488-1

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für Judah

Kapitel 1

Im Alter von fünf lebte Grace bei zwei Fremden am Rande einer Wüste. Nach Biologie und Gesetz waren die beiden ihre Eltern, doch Grace hatte sie als fremdartig empfunden, seit sie denken konnte. Und soweit sie das beurteilen konnte, ging es ihnen genauso.

Ardis Normand Blades war achtundzwanzig; ein großer, dünner Kerl mit langen Haaren und einem blonden Fuschelbart. Sein schmales, mürrisch dreinblickendes Gesicht wurde von zwei abstehenden Ohren flankiert. Von den fledermausartigen Ohrmuscheln abgesehen, war er auf eine schmierige, leicht bedrohliche Art sogar halbwegs attraktiv. Wobei sein gottgegebenes Äußeres längst von Dope und Alkohol sowie einer ziemlich umfassenden Liste falscher Lebensentscheidungen unwiderruflich ramponiert war.

Ardis' Kindheit war ein Sumpf aus Vernachlässigung und Apathie gewesen. Als Unruhestifter war er in seiner Schulzeit mehrmals von Psychologen unterschiedlicher Güte getestet worden, und sie hatten allesamt überrascht festgestellt, dass sein IQ erheblich höher war, als es sein stumpfer Blick und sein chronisch asoziales Verhalten annehmen ließen. Er hatte mit Hängen und Würgen die neunte Klasse geschafft, konnte lesen wie ein Viertklässler und hatte nie gelernt, schriftlich zu dividieren.

Ardis' Berufswahl war dadurch ziemlich eingeschränkt, und wenn er nicht von Stütze und sonstigen staatlichen

Zuschüssen lebte, jobbte er als Tellerwäscher, Hausmeister oder Imbisskoch. Eine Ausnahme bildete ein kurzes Intermezzo als Schreinergehilfe, das ihn einen kleinen Finger kostete und ihm eine Abneigung gegen schwere Maschinen einbrachte.

Es war ein bestimmter Typ Frau, der sich von Ardis' ungezwungenem Lächeln und seinem guten Knochenbau angezogen fühlte. Dodie Funderburk war so ein Typ Frau. Das Niveau ihrer Schulbildung passte zu seinem und stellte eine gewisse Gemeinsamkeit her.

Dodie und Ardis lernten sich im *Flapper Jack's Pancake Palace* kennen, einem mehr schlecht als recht gehenden Highway-Stop am Rande des Antelope Valley, wo sie beide arbeiteten. Ardis war dafür zuständig, nach Ladenschluss den Grill zu schrubbten und die Böden zu wischen. Dodie räumte während der Abendschicht Tische ab und blieb danach noch, um Fettabscheider zu säubern, das Lokal zu fegen und sich ein paar Extradollars dazuzuverdienen. Ein angenehmer Nebeneffekt der Überstunden war, dass sie mit Ardis allein in dem schäbigen Laden herumhängen und rauchen konnte.

Schon am ersten Abend flirteten sie, am zweiten hatten sie Sex, Dodie mit gespreizten Beinen auf der Küchentheke und Ardis gerade groß genug, um ohne Schemel ans Ziel zu kommen. Er war noch keine zweiundzwanzig und bereits schwer alkohol- und methabhängig. Dodie war drei Jahre jünger als er und hatte bislang keine regelmäßige Periode gehabt, und da sie schon immer ein wenig rundlich gewesen war, dauerte es vier Monate, bis sie merkte, dass sie schwanger war.

Eines Abends im *Flapper* beschloss sie, dass sie etwas sagen musste, weil ihr Bauch allmählich anschwell. Sie

ging zu Ardis, der mit einem Joint im Mund die Böden aufwischte, und hob ihr T-Shirt.

»Ja«, sagte er. »Das kommt vor.«

»Genau«, sagte Dodie.

Ardis paffte und zuckte mit den Schultern. »Hab keine Kohle, um es wegmachen zu lassen.«

»Okay«, sagte Dodie. »Vielleicht behalt ich es dann.«

Er wandte sich ab.

»Liebst du mich, Ardie?«

»Klar.«

»Okay, dann behalt ich es.«

»Meinst du?«

»Vielleicht.«

»Von mir aus.«

Eine Heirat wurde nie in Betracht gezogen. Ardis hatte kein Interesse daran, und Dodie hätte zwar nichts dagegen gehabt, fand aber, dass es auch genügte, wenn sie zusammen in ihrem kleinen Trailer wohnten, der einen schönen Stellplatz im Desert Dream Park hatte und größer war als Ardis' Pferdeanhänger am hintersten Ende der seit Langem aufgegebenen Palmenfarm, in dem er die letzten zwei Jahre mehr oder weniger legal gehaust hatte. Außerdem wäre der ganze Papierkram zu aufwendig und kostspielig gewesen, und niemand, den Dodie kannte, einschließlich ihrer Eltern, hatte sich je die Mühe gemacht. Dodies Vater war vor ihrer Geburt von der Bildfläche verschwunden, und sie hielt es für möglich, dass Ardis das auch tun könnte. Sie würde damit klarkommen, allein zu leben, ihre Mutter hatte es auch geschafft. Und wenn diese minderbemittelte Schlampe das konnte, dann konnte Dodie es erst recht.

Es dauerte eine Weile, bis ihr Bauch sich richtig wölbte,

und so fiel es ihr zunächst leicht, so zu tun, als wäre nichts. Irgendwann war das dann nicht mehr so einfach, und manchmal, wenn sie allein war, versuchte sie, sich mit der Situation anzufreunden. Manchmal ging es ihr aber auch schlecht, dann drängten tief aus ihrem Innern Gefühle nach oben wie Sodbrennen und brachten sie zum Weinen. Vielleicht wäre ein Baby ja ganz schön. Sie könnte es hübsch anziehen und ihm Spielzeug kaufen, mit dem sie dann auch spielen könnte. Und sie hätte jemanden, der zu ihr aufsah.

Das Baby zur Welt zu bringen dauerte achtzehn qualvolle Stunden, wobei Ardis schon nach wenigen Minuten den Kreißsaal verließ, aus Ekel oder weil ihm Dodies Schreien und Fluchen auf die Nerven ging. Vor allem aber wollte er rauchen. Jedes Mal, wenn er wieder hereinschaute, schrie ihn Dodie lauter an und warf ihm Flüche an den Kopf, bei denen die Krankenschwestern zusammenzuckten. Irgendwann war sie selbst dazu zu erschöpft und krümmte sich zu einem still leidenden Würmchen zusammen. Oh Gott, wie lange würde sie das noch aushalten müssen?

Als Dodie schließlich wieder vor Schmerz aufschrie, wurde sie erst einmal ignoriert, bis eine Schwester ihr etwas Gutes tun wollte und ihr eine Infusion setzte, die aber nicht recht wirkte. Was Dodie wirklich gebraucht hätte, konnte sie ohnehin nicht haben, weil es illegal war.

Nach der ganzen Quälerei lag das Baby nicht richtig und musste gedreht werden wie ein Hotdog auf dem Grill, und wer würde sich da wohl nicht wie von innen nach außen gestülpt fühlen? Irgendwann spürte Dodie schließlich, wie das schleimige Ding aus ihr herausschoss. Was sie für einen kurzen Moment erkennen konnte, war grau und regte sich nicht.

Der Arzt, ein Schwarzer, der gerade erst hinzugekommen war, sagte: »Die Nabelschnur ist lang und ... dreimal um den Körper geschlungen.«

Es wurde ganz still im Raum, und Dodie dachte, sie hätte etwas Totes herausgepresst. In diesem Moment fand sie das gar nicht schlimm, Hauptsache, es tat nicht mehr weh und sie und Ardis konnten so weitermachen wie bisher.

Ein klatschendes Geräusch, dann ein empörtes *Aaaahh!*
»Na also«, kommentierte der Arzt. »Hübsch rosig, Apgar-Anstieg von zwei auf acht.«

Danach hörte sie allerlei Gemurmel, Summen und Klicken. Dodie lag da, fühlte sich wie eine ausgehöhlte Melone und wollte einfach nur endlos schlafen.

Eine der Krankenschwestern, die kleine mit den tomatenroten Wangen, sagte: »Hier ist Ihre Tochter. Frisch aus dem Ofen, laut und gesund. Hat gute Lungen.«

Was albern war, Brot und Kuchen machten keine Geräusche und rissen einen auch nicht von innen auf wie eine Kreissäge. Doch Dodie war viel zu erschöpft, um zu widersprechen. Als sie die Augen schloss, spürte sie das Gewicht des Babys auf ihrer Brust.

Die rotwangige Schwester sagte: »Halten Sie sie – mit den Armen. Sie braucht Ihre Wärme.« Damit verschränkte sie Dodies Arme über dem Bündel und drückte darauf, damit sie in der Haltung verharrte.

Dodie hätte die Schlampe am liebsten gehohlet. Sie rührte ihre Hände nicht vom Fleck, damit die Kuh sie endlich in Ruhe ließ.

»Genau so«, lobte die Schwester, »so ist es richtig. Oh, das ist eine Süße. Da hat sich die harte Arbeit doch gelohnt für diese kleine Grazie, oder?«

Dodie dachte: Von mir aus. Wenigstens hab ich jetzt einen Namen für sie. *Grace*.

Am Abend brachten sie ihr das Baby zum Stillen, obwohl sie gesagt hatte, dass sie einfach nur schlafen wolle.

»Oh, meine Liebe«, sagte eine andere Schwester. »Schlafen können Sie für eine ganze Weile vergessen.«

Zwei Tage später brachten Dodie und Ardis das Baby nach Hause.

Die Schlampe hatte recht.

Im Alter von fünf fragte sich Grace ernsthaft, wie sie ihre frühe Kindheit überlebt hatte. Sie hatte andere Familien im Trailerpark beobachtet und eine Vorstellung davon entwickelt, was man tun musste, um ein Baby aufzuziehen. Hatten die Fremden tatsächlich all das mit ihr getan, als sie klein und hilflos gewesen war? Es war kaum zu glauben, denn sie gaben ihr auch jetzt kaum etwas zu essen.

Es ging gar nicht so sehr um die Nahrung, es gab immer Reste von McDonald's, wo Ardis inzwischen arbeitete, oder Dairy Queen, wo Dodie abends putzte. Außerdem die Sachen, die beide von Ladendiebstählen mitbrachten. Sie saßen nur nie zusammen am Tisch. Die wenigen Male, wo es doch dazu kam, stopfte sich Grace den Mund voll, kaute hektisch und schluckte mühsam, um sich sofort wieder zu bedienen. Wenn Ardis milde gestimmt war, gab er ihr Süßigkeiten, doch es bot selten jemand an, etwas zu kochen, und Grace ging meistens mit knurrendem Magen ins Bett.

Manchmal, wenn die Fremden schliefen, schlich sie in die Küche und schlang alles in sich hinein, was sie finden konnte. Danach räumte sie immer sorgfältig auf. Wobei

sie die Einzige war, die in ihrem Trailer überhaupt jemals aufräumte.

Mit fünf Jahren hatte Grace bereits gelernt, für sich selbst zu sorgen.

Manchmal, wenn sie hungrig aus dem Trailer kam, wurde eine Nachbarin auf sie aufmerksam und gab ihr etwas zu essen. Mrs. Reilly war die beste, denn sie kochte und backte sogar. Wenn sie nicht gerade mit irrem Blick und vom Wodka ausgezehrt lautstark über Nigger und Latinos herzog, war sie richtig großzügig zu Grace und den anderen Kindern im Trailerpark. Sogar zu den kleinen Mexikanern.

Tagsüber putzte Mrs. Reilly in ausufernden Trabantenstädten Musterhäuser, die nur selten Käufer fanden. Das Antelope Valley mit seiner erbarmungslosen Hitze und dem fauchenden Nachtwind erlebte wirtschaftlich eine beständige Berg- und Talfahrt, wobei die Talfahrten überwogen.

Die meisten Bewohner von Desert Dreams hatten schlecht bezahlte Jobs. Manche waren behindert – geistig, körperlich oder beides. Sie saßen nur herum und fragten sich, wie lange dieses Elend namens Leben wohl für sie dauern würde. Auch die paar durchaus arbeitsfähigen Faulpelze taten nichts anderes als saufen, kiffen und herumhängen. Alle im Trailerpark wussten bestens Bescheid über das vielfältige Angebot an staatlichen Unterstützungsgeldern, die allen zur Verfügung standen, die unter oder nahe der Armutsgrenze lebten.

Eines dieser Programme war für Kinderbetreuung, was in Desert Dreams bedeutete, dass Mrs. Rodriguez vom Staat und County Geld dafür bekam, dass sie in ihrem extrabreiten, von Kakteen gesäumten Mobilheim »Peach State« ein Dutzend Kinder beaufsichtigte. Bei so vielen

Kindern fand jedes einzelne nur wenig Beachtung, doch da im Fernsehen ständig Zeichentrickserien liefen und es Kisten voller alter Bücher und Spielsachen von Mrs. Rodriguez' eigenen, inzwischen erwachsenen Kindern gab, außerdem Altkleider und Müllcontainer voller Schätze, fand Grace die Betreuung völlig in Ordnung.

Sie spielte nicht viel mit anderen Kindern, sondern sah viel lieber *Sesamstraße* und *Electric Company*. Mit vier hatte sie aus den Sendungen gelernt, wie man Buchstaben zu einfachen Wörtern zusammensetzt. Erst Jahre später wurde ihr bewusst, dass sie mit einer natürlichen Sprachbegabung geboren war. In der Kinderbetreuung hatte sie das einfach aus Spaß gemacht. Es war eine Art, Dinge zu ergründen, denn das war ihre Lieblingsbeschäftigung: die Fremden ergründen, ergründen, wie man isst, wie man sauber bleibt, was die Leute meinten, wenn sie Dinge sagten oder taten.

Mit fünf konnte Grace bereits wie eine Erstklässlerin lesen, aber das erzählte sie niemandem. Warum auch?

Den Fremden wäre das sowieso egal; Ardis war meistens betrunken, wenn er überhaupt auftauchte, und Dodie brummte ständig vor sich hin, dass sie bald die Biege machen und irgendwohin gehen würde, wo sie frei wäre.

Wenn Brummen und Trinken zusammenkamen, konnte es zu furchteinflößenden Szenen kommen. Ardis schlug Dodie nie mit der Faust, aber es gab jede Menge ange-täuschte Hiebe und viele Schläge mit der flachen Hand, die durchaus gefährlichen Hautkontakt bedeuteten. Manchmal berührte Ardis Dodie kaum. Manchmal machte seine Hand laute, klatschende Geräusche.

Manchmal trug Dodie blaue Flecken davon und musste mehr Schminke benutzen. Viele Frauen in *Desert Dreams* maskierten sich so.

Auch manche Männer hatten Wunden zu verbergen. Mr. Rodriguez zum Beispiel, der nicht mit Mrs. Rodriguez zusammenwohnte – eines Tages sah Grace ihn mit blutender Nase vom Mobilheim weglaufen, während Mrs. Rodriguez aus der Tür trat und einen Kaktus aufhob, als wollte sie ihm den Topf nachwerfen.

Was sie nicht tat. Ihr Mann war schon längst weg, und außerdem liebte Mrs. Rodriguez ihre Pflanzen.

Bei Ardis und Dodie konnte der Schuss in beide Richtungen losgehen. Wenn Ardis in der Küche saß und schnarchte, trat Dodie manchmal mit Absicht gegen seinen Stuhl, sodass er aufschreckte und sich an seinem Speichel verschluckte. Wenn er dann wieder eingnickt war, zeigte sie mit dem Finger auf ihn und verzog das Gesicht vor Lachen.

Manchmal zeigte sie ihm hinter seinem Rücken den Mittelfinger oder beschimpfte ihn, ohne sich darum zu scheren, dass Grace alles sah und hörte.

Manchmal, wenn Ardis seinen Drogenrausch ausschließte, schlich sich Dodie von hinten an und schnippte mit den Fingernägeln fest gegen seinen Hinterkopf. Wenn das nichts brachte, zerrte sie ruckartig an seinen Haaren und wartete ab, was passierte.

Wenn Ardis dann verwirrt die Augen öffnete, stand Dodie hinter ihm und lachte lautlos.

Grace tat so, als würde sie von alledem nichts mitbekommen. Meistens kroch sie im vorderen Raum des Trailers in die Ecke, die ihr als Schlafplatz diente. Das hintere Zimmer war für Dodie reserviert, und wenn Ardis zufällig da war, lagen sie beide dort. Statt zu schlafen, stellte Grace nachts oft den Fernseher an und sah ohne Ton zu. Es brachte sie zum Lachen, wie verrückt Menschen aussahen, wenn sie

lautlos ihre Lippen bewegten. Oder sie las eines der Bücher, die sie erst von Mrs. Rodriguez und später aus dem Kindergarten klaute.

Sie hatte ihre Wörtersammlung, die jeden Tag wuchs, außerdem konnte sie Zahlen zusammenzählen und verstand, wie sie funktionierten, und sie konnte Dinge ergründen, ohne jemanden zu fragen.

Eines Tages, so dachte sie, wäre sie auf sich allein gestellt, und da könnte sich das vermutlich als hilfreich erweisen.

Kapitel 2

Dr. Grace Blades wiegte die Frau in ihren Armen.

Viele Therapeuten scheuten sich vor Körperkontakt. Grace scheute sich vor gar nichts.

Die heimgesuchten Seelen brauchten mehr als nette Worte, weiche Blicke und *Oh-jes*. Sie verdienten mehr als die erbärmliche Lüge namens Empathie.

Für Empathie hatte Grace nichts übrig. Sie wusste selbst, was es hieß, im roten Raum zu leben.

Die Frau weinte immer noch an Graces Schulter. Ihre Hände, die in Graces festen, kühlen Händen lagen, waren klein, feucht und schlaff. So wie sie sich in den Trost ihrer Therapeutin schmiegte, hätte ein Beobachter denken können, es handele sich um eine frühe Phase der Therapie.

In Wahrheit hatte die Frau ihre Behandlung erfolgreich abgeschlossen und kam einmal im Jahr zu einem Termin, den Grace »Protzbesuch« nannte.

Schauen Sie mal, wie gut es mir geht, Doktor.

Oh ja.

Auch dieses Jahr hatte sie wie immer am schlimmsten aller Tage, dem Jahrestag, kommen wollen, und Grace wusste, dass sie einen Großteil der fünfundvierzig Minuten weinen würde.

Die Frau hieß Helen. Sie hatte vor drei Jahren mit der Therapie begonnen und war zu Grace gekommen, wann

immer es nötig war. Dann war sie nach Montana gezogen. Grace hatte ihr angeboten, ihr dort einen Therapeuten zu suchen, doch Helen hatte abgelehnt, was Grace nicht anders erwartet hatte.

Auf den Tag genau vor vier Jahren war Helens neunzehnjährige Tochter vergewaltigt, erwürgt und verstümmelt worden. Es hatte keiner kriminalistischen Höchstleistung bedurft, den Unhold zu finden. Er lebte in Culver City bei seinen Eltern, genau gegenüber dem Einzimmerapartment des Mädchens, und sein Fenster bot ihm ungehinderten Blick auf ihr Schlafzimmer. Trotz eines langen Vorstrafenregisters wegen Spannens und sexueller Übergriffe war er von den Gerichten immer milde behandelt worden. Ebenso geistig beschränkt wie impulsiv, hatte er nicht daran gedacht, seine blutige Kleidung oder das rot verschmierte gekrümmte Messer zu entsorgen, das er aus der Küche seines Opfers genommen hatte.

Ein Prozess wäre für Helen eine Qual gewesen, hätte ihr aber geholfen. Stattdessen betrog der Unhold sie noch einmal, als er die Phalanx von Polizeibeamten, die ihn verhaften wollten, mit einem Schraubenzieher angriff und von ihren Kugeln durchsiebt wurde.

Damit war der Fall für alle abgeschlossen, außer für Helen. Sie rief weiterhin im Büro des Bezirksstaatsanwalts an, um sich dann unter Schluchzen zu entschuldigen, dass sie angerufen habe. Ein- oder zweimal vergaß sie sogar, wen sie angerufen hatte. Irgendwann nahm der Stellvertreter ihre Anrufe nicht mehr an. Seine Sekretärin, wesentlich einfühlsamer und fürsorglicher als er, schlug vor, dass Helen sich an Grace wenden solle.

Eine Psychologin? Ich bin doch nicht verrückt!

Natürlich nicht, Ma'am. Dr. Blades ist nicht wie die anderen.

Wie meinen Sie das?

Sie versteht wirklich, was los ist.

Wie allen ihren Patienten gab Grace auch Helen das Gefühl, ihre einzige Sorge zu sein. Es war wichtig, bei jedem Einzelnen den Kern seines individuellen Wesens zu finden, und doch gab es bei allen heimgesuchten Seelen Gemeinsamkeiten. Über die Jahre hatte Grace deshalb ein Motto entwickelt: Als Erstes musst du eine Beziehung, eine Bindung aufbauen, denn ohne Bindung funktioniert Therapie nicht. Sei rund um die Uhr ansprechbar. Wenn es so weit ist – und jetzt kommt die Kunst der Therapie ins Spiel –, beginne mit dem Wiederaufbauprozess. Dabei war es natürlich wichtig, realistische Ziele zu setzen: Glück wie in den Zeiten vor dem Unhold war nicht zu erwarten.

Das hieß nicht, dass der Erfolg nichts wert war. Fast jeder konnte angeleitet werden, wieder Freude zu empfinden, und Freude war die beste Medizin.

Das wichtigste Prinzip aber betraf den Therapeuten selbst: Mach häufig Urlaub.

Der Therapieprozess konnte Monate, Jahre, Jahrzehnte oder für immer dauern. Grace hatte Patienten, die sie am zehnten oder zwanzigsten Jahrestag besuchten, um erneut ein Grauen zu durchleben, das geschehen war, als Grace noch in die Grundschule ging.

Helen, die sich jetzt gerade in ihre Arme schmiegte, mochte so ein Fall sein, man konnte es nicht wissen. Man wusste bei Menschen nie, das war genau das, was Graces Arbeit so spannend machte.

Sie spürte, wie Helen sich verkrampfte. Ein heiser grollendes Schluchzen drang aus ihrem Mund.

Grace hielt sie fester und fing an, sie wie ein Baby zu

wiegen. Helen wimmerte, wurde dann still und fiel in einen tranceartigen Zustand, der ein gelassenes Lächeln auf ihre Lippen malte. Grace hatte damit gerechnet. Sie war gut darin, sich die inneren Welten ihrer Patienten vorzustellen. Trotzdem bemühte sie sich, bescheiden zu bleiben, denn der Job hatte nichts mit Heilen zu tun. Man sprach nicht über Heilung.

Dennoch ging es allen irgendwann besser. Was gab es sonst schon für Aufgaben im Leben, die so eine Erfüllung versprochen?

Diesen Monat hatte Grace eine dieser angenehmen Flauten, in denen der Andrang geringer war und sie wieder einmal Urlaub machen konnte. Morgen war ihr letzter Arbeitstag, bevor sie sich für zwei Wochen freinahm.

Urlaub war für sie ein flexibles Konzept. Manchmal flog sie an entfernte Orte, wo sie in Luxushotels übernachtete und Abenteuer suchte. Manchmal blieb sie aber auch zu Hause und tat nichts.

Das Schöne war, dass sie sich das aussuchen konnte. Da sie noch keinen festen Plan für die nächsten Wochen hatte, war prinzipiell alles möglich von Malibu bis zur Mongolei.

Ihr Terminplan war normalerweise auf Monate hinaus voll, und Lücken entstanden nur, wenn Patienten sich abnabelten. Sie hatte nie Werbung für sich gemacht, doch Mundpropaganda sorgte dafür, dass Richter und Anwälte – und vor allem deren Assistentinnen und Sekretärinnen – ihre Arbeit schätzen lernten. Die meisten neuen Patienten aber bekam sie durch Empfehlungen ihrer alten Patienten.

Ihre Gebühren lagen leicht über dem Durchschnitt, und man bezahlte mit Scheck oder bar, bevor man das Behandlungszimmer betrat. Es gab keine Sondertarife, keine Versicherungsformulare, keine Rechnungen. Grace ging es

nicht ums Geldverdienen. Sie hätte auch ohne die Praxis gut leben können. Es ging ihr darum, geschäftlich und moralisch sauber zu arbeiten, und dazu gehörte auch, zu verhindern, dass ihre Patienten Schuldenberge auftürmten.

Die Therapie musste auf einer gleichberechtigten Partnerschaft aufbauen, und das bedeutete für alle Beteiligten harte Arbeit. Grace hatte sich in ihrem Leben nie vor etwas gedrückt, und wenn die heimgesuchten Seelen zu ihr kamen, waren sie zu allem bereit.

Gott schütze sie.

Helen klammerte sich immer noch an Grace. Sie war fünfzehn Jahre älter als ihre Therapeutin, doch heute in diesem stillen, freundlich eingerichteten Raum war Grace die Mutter und sie das Kind.

Grace war jünger als die meisten ihrer Patienten, fühlte sich aber um Jahrhunderte älter. Sie nahm an, dass niemand sich je Gedanken über ihr Alter machte. Oder über irgendetwas anderes, das sie betraf, außer ihre Fähigkeit zu helfen. So sollte es sein.

Vor sechs Wochen war sie vierunddreißig geworden, ging jedoch für Anfang zwanzig durch, wenn es sein musste. Sie war eine Ausnahmestudentin gewesen und hatte extrem jung in klinischer Psychologie promoviert, indem sie ein für zwölf Semester konzipiertes Studium in acht absolvierte. Das war an der University of Southern California zuvor erst einem gelungen: Alex Delaware.

Delaware lehrte Klinische Psychologie des Kindes, ein Pflichtseminar für Grace. Mit Kindern zu arbeiten war nicht ihr Ding, doch Delaware machte das Thema durchaus spannend. Er war ein brillanter Kopf, höchstwahrscheinlich zwanghaft, getrieben und perfektionistisch – mit

Sicherheit kein einfacher Mensch. Doch Grace schätzte seine ehrliche und direkte Art, und sein erfolgreicher Weg durch die akademische Bürokratie hatte sie angespornt.

Heute, in einem Alter, in dem andere immer noch versuchten, ihren Weg zu finden, genoss sie das Erwachsensein.

Sie fand alles daran gut – ihren Platz im Leben, den Luxus, den sie sich leisten konnte, ihren Alltag und die Routine. Selbst ihr Aussehen, und das hatte nichts mit narzisstischer Verblendung zu tun.

Männer hatten sie als schön bezeichnet, doch sie hatte das als postorgasmische Y-chromosomale Blindheit abgetan. Mit ihrer eher maskulinen als kurvigen Figur war sie bestenfalls attraktiv. Zu breite Schultern und zu schmale Hüften lenkten davon ab, dass sie eine schmale Taille hatte – jedenfalls war sie alles andere als ein Playboy-Model.

Und dann die Brüste.

Mit vierzehn hatte sie sie schmeichelhaft »kokett« genannt und angenommen, dass sie noch wachsen würden. Nachdem sie inzwischen mehr als doppelt so alt war, hatte sie sich mit der Koketterie angefreundet.

Ihre Augen lagen weit auseinander und waren unifarbene braun. Sie fand es besonders amüsant, dass Männer immer wieder kleine Goldsprenkel in ihnen zu finden glaubten. Sie konnte sich noch so anstrengen, bislang hatte sie nichts dergleichen darin entdeckt.

Ein besonders bemühter Mochtegermpoet nannte ihre Augen »zwei edle Mineralminen«. Narrengold wäre passender gewesen, und das Gesicht, zu dem sie gehörten, war zu lang, um dem idealen Oval zu entsprechen. Immerhin war es mit glatter elfenbeinfarbener Haut überzogen, die straff auf fein geschnittenen Knochen lag. Karamellfarbene

Sommersprossen sprenkelten alle möglichen Stellen ihres Körpers. Ein Mann hatte sie einmal als »Dessert« bezeichnet, um dann nach und nach mit der Zunge über jeden einzelnen Tupfen zu fahren. Grace hatte ihn gewähren lassen, bis sie sich vorkam wie eine Hundefutterschüssel.

Ihre Haare waren ein Plus, eine Fülle kastanienbrauner Seide, die immer gut aussah, ganz gleich mit welchem Schnitt. Vor ein paar Monaten hatte sie einem Friseur in Beverly Hills erlaubt, sich auf ihrem Kopf auszutoben, und seither hatte sie einen locker gestuften Mopp, der ihr bis auf die Schulterblätter fiel und sich leicht ausschütteln ließ.

Doch das Beste an ihr war ihr Kinn: fest, spitz, klar konturiert und stark.

Es ließ nicht den leisesten Verdacht auf Unentschlossenheit zu.

Ein therapeutisches Kinn.

Als Helen sich der Umarmung entzog, war ihre Miene voller Selbstvertrauen. Sie nahm das parfümierte Papiertaschentuch an, das Grace ihr reichte, und setzte sich wieder in den Patientensessel. Die Sitzung war längst überzogen, was Grace normalerweise zu vermeiden versuchte. Doch man musste flexibel bleiben, außerdem war Helen heute ihre letzte Patientin, und sie hatte noch genügend Energie für ihren Feierabend.

Dennoch neigte sie leicht den Kopf, damit Helen freien Blick auf die bronzene Jugendstiluhr hatte, die auf dem Kaminsims stand.

Helens Mund bildete ein O. »Tut mir so leid, Doktor – hier, ich bezahle Ihnen das.«

»Auf keinen Fall, Helen.«

»Aber Dr. Blades ...«

»Es war schön, Sie zu sehen, Helen. Ich bin stolz auf Sie.«

»Wirklich? Obwohl ich die Nerven verloren habe?«

Diese Frage stellte sie jedes Jahr aufs Neue.

»Helen, Sie haben heute nicht die Nerven verloren. Sie waren nur aufrichtig.«

Helen bemühte sich zu lächeln. »Das ist immer das Beste?«

»Nicht immer, Helen, aber in diesem Fall ja. Sie sind ein beeindruckender Mensch.«

»Wie bitte?«

Grace wiederholte das Kompliment. Helen errötete und blickte auf ihre brandneuen Cowboystiefel, die zwar nicht zu ihrem Kleid passten, aber trotzdem hübsch waren.

Sie lebte inzwischen auf einer Ranch in der Nähe von Bozeman, Montana, mit ihrem neuen Traummann, einem großen, konkret denkenden Eichenklotz, der auf die Jagd und zum Fischen ging und gern behauptete, dass er mit Vergnügen Hand an den Scheißkerl gelegt hätte, der ...

»Manchmal, Dr. Blades, glaube ich, dass Aufrichtigkeit das Schlimmste ist.«

»Das kommt auch vor. Aber betrachten Sie es mal so, Helen: Aufrichtigkeit ist wie eine von Roys Waffen. Man kann sie nur richtig benutzen, wenn man gelernt hat, damit umzugehen.«

Helen überlegte. »Oh ... ja. Ich verstehe ...«

»Für mich, Helen, sind Sie auf dem besten Weg, eine Meisterschützin zu werden.«

»Oh, danke, Dr. Blades ... Tja, mein Flug geht morgen in aller Frühe. Ich sollte jetzt lieber gehen.«

»Gute Reise.«

Wieder ein schwaches Lächeln. »Wird schon gehen,

Dr. Blades. Wie Sie immer sagen, irgendwann muss man lernen, sich selbst gut zu behandeln.«

Grace stand auf und drückte Helens Hände, ließ dann die linke los, ohne von der rechten zu lassen, während sie Helen aus dem Behandlungszimmer führte. Sie machte das so behutsam und geschickt wie ein Tango-Champion, dass Helen sich begleitet und nicht abgeschoben fühlte. Schweigend gingen sie zusammen durch den schmucklosen, schwach beleuchteten Flur, der zum Wartezimmer führte. Erst an der Tür hielt Helen inne.

»Doktor, darf ich ... Sie wissen schon.«

Auch das war eine wiederkehrende Frage.

Grace lächelte. »Natürlich. E-Mail oder Post. Oder Pony Express, wenn das für Sie praktischer ist.«

Die gleiche Antwort wie immer. Beide Frauen lachten.

»Und wenn Sie wieder mal in Los Angeles sind, melden Sie sich. Und wenn es nur ist, um hallo zu sagen.«

Jetzt war Helens Lächeln nicht mehr konfliktbeladen, sondern warm und offen. Wenn ein Patient so lächelte, wusste Grace, dass sie den richtigen Beruf hatte.

»Auf jeden Fall, Dr. Blades. Immer.«

Kapitel 3

Grace hatte sich ihren Therapieraum im ursprünglichen Schlafzimmer des im englischen Cottagestil erbauten Hauses eingerichtet, das ihr als Praxis diente. Das hübsche Gebäude aus den Zwanzigerjahren stand an einer ruhigen Ecke einer versteckten Seitenstraße in West Hollywood und war, wie viele der Nachbargrundstücke, von einer hohen Hecke umgeben.

Man konnte vom flachen – sprich schicken – Teil von Beverly Hills zu Fuß hierhergehen, doch vom Glitzer und der flirrenden Betriebsamkeit des Schwulenviertels Boys Town war man weit genug entfernt. Grace hatte bewusst ein Eckgrundstück gewählt, damit ihre Patienten es an einer Seite betreten und an der anderen verlassen konnten.

Oberflächlich betrachtet, hatten die Menschen, die zu ihr kamen, viel gemeinsam, dennoch sollten sie sich nicht begegnen. Ein anderer Psychotherapeut hätte das vielleicht anders gesehen mit der Begründung, dass Traumapatienten davon profitieren würden, Erfahrungen auszutauschen.

Nach Graces Ansicht war es viel wichtiger, die Magie des Zweiergesprächs zu nutzen, um emotionale Tiefen auszuloten. Manchmal kam sie sich vor wie ein Ein-Frau-Impfstoff für die Psyche.

Sie hatte den Raum mit Polstermöbeln, vorteilhaftem Licht und zurückhaltenden Farben ausgestattet. Der einzi-

ge Hinweis auf ihre Person war eine Sammlung gerahmter Diplome, Ehrungen sowie ihre Approbation an der Wand hinter ihrem Schreibtisch.

Die ursprüngliche Holzvertäfelung, Stuckleisten, Zier-nischen und geschliffenen Fenster hatte sie sofort eigenhändig poliert und gestrichen und am Ende sogar auf allen vieren die Eichenböden geschliffen. Sie brachte sich selbst die Grundlagen des Nähens bei – durch zahlreiche Versuche und noch zahlreichere Irrtümer – und stellte Vorhänge aus Ecruseide her, die sie in einem Secondhandladen erstanden hatte. Das Endprodukt hing sie an antike Messingstangen, die sie im Internet gefunden hatte.

Bist du nicht stolz auf mich, Malcolm?

Ergebnis: das ideale Arbeitsumfeld.

Zum Abschluss des Tages goss sie sich ein Glas Wasser ein und trat in das Wohn-/Wartezimmer, wo sie die Vorhänge teilte und in die Schwärze hinausblickte.

Ein sternenloser Himmel: So war ihr die Nacht am liebsten.

Sie drehte den Schlüssel der Eingangstür zweimal um, schaltete das Licht aus und ging in den Therapieraum zurück. Dort schloss sie den Wandschrank auf, ursprünglich ein begehrter Kleiderschrank, der aber jetzt kaum mehr etwas enthielt. Aus einer kleinen Lederschattulle wählte sie ein Paar gefärbte Kontaktlinsen aus einer Sammlung, die sie sich zugelegt hatte.

Heute waren die hellblauen dran, die das Naturbraun ihrer Augen durchscheinen ließen und ein faszinierendes Meergrün erzeugten.

Sie schlüpfte aus ihren oxsenblutroten Ballerinas, knöpfte ihre Bluse auf – eine von einem Dutzend weißer Seidenblusen, die sie sich von einem Schneider aus Hong-

kong maßanfertigen ließ, der zweimal im Jahr nach Los Angeles kam – und streifte ihre ebenfalls von Mr. Lam im Dutzend maßgeschneiderte schwarze Hose ab. Zuletzt zog sie BH und Höschen aus und schlüpfte in das Kleid des Abends.

Ausgesucht hatte sie es bereits am Vortag: ein langärmeliges, graues Etuikleid mit Wasserfallkragen, das sie für sich das Einteiler-Wunder nannte. Seidenfutter machte Unterwäsche überflüssig. Die Farbe war ein mittleres Grau, das ihre Kastanienmähne hervorhob, und der Saum reichte vielversprechend bis knapp unter die Knie, die Ärmel schmeichelten ihren Armen.

Keine Knöpfe, kein Reißverschluss, keinerlei Schnickschnack. Über den Kopf ziehen, in die Ärmel schlüpfen, am Körper entlangfließen lassen wie Bodylotion.

Die Schuhe des Abends waren braune Wildlederpumps, handgefertigt von einem Flamencoschuhhersteller aus Barcelona. Ergänzt wurde das Outfit durch eine schokobraune Aktenmappe mit Schnalle sowie eine passende Kordelzugtasche, die bereits Geld, Schlüssel, Lippenstift und eine mattgraue .22 Beretta enthielt.

Damit war Grace ausgehertigt.

Es war schon ein paar Monate her, seit sie sich zum letzten Mal ein Abenteuer gegönnt hatte. Die Enthaltbarkeit hatte nichts mit Selbstzweifeln oder Beschränkung zu tun, sondern war schlicht eine Folge professionellen Verantwortungsbewusstseins – sie hatte in ihrer Praxis viel zu tun gehabt, und das Wohl ihrer Schäfchen ging ihr über alles.

Was nicht hieß, dass sie sich nicht zwischendurch mal einen Adrenalinkick genehmigte.

Zum Beispiel spät gestern Abend auf dem Heimweg

über den Pacific Coast Highway. Sie hatte sich vergewissert, dass die Straße frei war, und dann langsam ihren Fuß auf das Gaspedal des Aston Martin gesenkt.

Auf einhundertzehn, einhundertzwanzig, einhundertfünfzig, einhundertfünfundneunzig Stundenkilometer beschleunigt.

Um dann die Augen zu schließen und blind dahinzurasen.

Die Lust der Schwerelosigkeit.

Vor zwei Wochen war sie im Morgengrauen aufgestanden und einen Canyon östlich des Pacific Coast Highway hochgewandert, wo sie einsam mehrere gut beschilderte Wanderwege erkundete, die sich in die Santa Monica Mountains hochschlängelten. Nachdem sie drei Kilometer brav den Markierungen gefolgt war, zog sie sich aus, rollte ihre Kleidung zusammen und stopfte sie in ihren Rucksack, um abseits des Weges ins Dickicht zu verschwinden.

Es dauerte nicht lange, da waren Laub und Geäst so dicht, dass sie keinerlei Orientierungspunkte mehr sah.

Schon bald war Grace schwindelig.

Sie verirrte sich.

Dann ein Grollen. Ein kurzes Aufblitzen von Beige.

Angst aufsteigen lassen. In Erregung umdeuten.

Tief in ihr Inneres abtauchen und sich an all das erinnern, was sie durchgemacht und was sie erreicht hatte.

Überleben war alles, was zählte. Sie ging weiter.

Es dauerte eine Weile, doch irgendwann fand sie den Weg zurück zu ihrem Aston, zerkratzt und voller blauer Flecken, den Warnruf eines Berglöwen im Ohr.

Die Abschürfungen ließen sich leicht überschminken. Der Ruf des Raubtieres blieb in ihrem Gehirn haften, und

an diesem Abend ging sie mit dem Gedanken an Tötungswut und Blutrausch ins Bett und schlief wie ein Baby.

Killer, wie schön du bist.

Vielleicht würde sie einmal zurückkehren und nach der Wildkatze Ausschau halten. Mit einem rohen Steak im Rucksack.

Nackte Frau mit Fleisch. Ein großartiger Titel für ein Gemälde.

Kapitel 4

Grace ging zum hinteren Patientenausgang, über den von Fleißigen Lieschen gesäumten und von Palisanderbäumen überschatteten Rasen im Garten des Cottages.

Eine schmale Tür gewährte Zugang zur Garage. Das Haus war zwar klein, doch es stand in Los Angeles. Selbst in den Zwanzigerjahren hatte das schon bedeutet: *Alles fürs Automobil*, und so gab es zwei Stellplätze.

Auf Grace warteten Seite an Seite ihre beiden Vehikel, beide schwarz, beide makellos, beide – in Graces Vorstellung – weiblich.

Der Toyota Matrix S Kombi war nüchtern und funktional, unauffällig wie ein Baum in einem Wald.

Der Aston Martin DB7 ein Ausbund an Unvernunft.

Heute Abend war die Wahl glasklar.

Sie ließ sich in die tief geduckte Schönheit gleiten, öffnete das Garagentor mit der Fernsteuerung, steckte den Zündschlüssel ins Schloss und drückte den Anlasserknopf, worauf die hundertfünfzehn Wildpferde losschnaubten. Dann suchte sie auf ihrem iPod Bachs Sechstes Brandenburgisches Konzert und fuhr den Aston aus der Garage. Während sie die Straße auf- und abblickte, ließ sie der Maschine Zeit, ihr einzigartiges Innenleben auf die ideale Betriebstemperatur zu bringen.

Vorspiel. Denn wenn man eine Frau hetzte, wurde sie bockig und missgelaunt.

Als sie mit dem Sound des Motors zufrieden war, sah sich Grace noch einmal um und drückte dann mit einem Wildlederzeh aufs Gaspedal.

Der Wagen schoss vorwärts wie ein Torpedo. Grace raste einen Block weit, bremste dann aber ab, um sich durch ein Labyrinth aus engen Straßen zu schlängeln, das auf den Sunset Boulevard hinausführte.

Sie schlug die ihrem Ziel entgegengesetzte Richtung ein, weil sie sich erst einmal entspannen wollte. Dazu drehte sie die Musik lauter und fuhr, bis ihr Körper sich kühl und locker anfühlte und sie dieses wundervolle Kribbeln spürte, das dem Adrenalinkick immer vorausging. Schließlich bog sie links ab, brauste mehrere Blocks weit an einer unbeleuchteten hügeligen Wohngegend entlang, um in einem Wendehammer schleudernd kehrzumachen und zum Sunset Boulevard zurückzukehren, wo sie sich in den schwachen Verkehr einfädelt und Beverly Hills in westlicher Richtung hinter sich ließ.

Als hätte sie eine Grenze überfahren, wandelte sich die Szenerie von Clubs, Cafés und Verwaltungsgebäuden der Filmindustrie zu weitläufig eingezäunten Villen mit üppigem Chlorophyll-Schmuck. Einen Kilometer weit änderte sich nicht viel, ehe sie nach Süden abbog, auf breite, flache Avenuen, die in den Santa Monica Boulevard übergingen und schließlich in den Geschäftsbezirk von Beverly Hills führten.

Zu dieser Stunde war nicht viel los, bis auf ein paar wenige waren alle Läden geschlossen. Die Reichen hatten Pools, Tennisplätze, Kino und Wellness privat zu Hause. Für sie gab es keinen Grund, sich unters gemeine Volk zu mischen.

Doch auch das gemeine Volk machte sich rar, nur weni-

ge Touristen und Bummler waren unterwegs. Grace rollte über die Aston Avenue auf den Wilshire Boulevard zu, bis sie ihr Ziel entdeckte, hielt jedoch einen halben Block davor.

Das Beverly Opus Hotel war ein Zikkurattempel aus rosa Sandstein und Rauchglas, mit Parkservice vor dem Eingang und einem palmengesäumten Springbrunnen. Die elitäre Klientel des Hotels ließ sich an dem edlen Chrom erkennen, das hier rund um die Uhr schimmerte. Die Parkservicemitarbeiter – Erkennungszeichen: Frack und Zylinder – übernahmen gern auch jedes andere anständige Fahrzeug und stellten es an einen prominenten Platz, wenn dafür zwanzig Dollar Trinkgeld herausprangen.

Es lag nicht daran, dass sie sich für ihr Auto schämte, dass Grace ein öffentliches Parkhaus ansteuerte, das ab zwanzig Uhr pauschal nur drei Dollar kostete, vorausgesetzt, man besaß eine Kreditkarte, um den Automaten zu füttern.

Nein. Was sie im Sinn hatte, erforderte gute Vorbereitung.

Sie fuhr auf direktem Weg aufs oberste Deck und suchte sich den dunkelsten, am weitesten abgelegenen Winkel, den sie finden konnte, hinter einem Pfeiler, der die Sicht versperrte.

In der südöstlichen Ecke fand sie rasch, was sie suchte, einen ölverschmierten Stellplatz, der von zwei Pfeilern flankiert war.

Genau die Sorte, vor der Selbstverteidigungsratgeber Frauen immer warnten.

Perfekt.

Das Beverly Opus war erst drei Jahre alt, doch hatte es von Anfang an Gerüchte gegeben, dass es bald wieder schließen würde. Vielleicht war es tatsächlich bald so weit, denn sie hatte diesmal weniger Edelkarossen gesehen als vor einem halben Jahr, als sie zum letzten Mal hier gewesen war.

Auf der Straße davor lungerten keine Paparazzi herum, auch das ein schlechtes Zeichen.

In dem Nagelstudio am Camden Drive, wo Grace ihre wöchentliche Maniküre und Pediküre machen ließ, lauerten die Kamerateufel immer, doch das Opus hatten sie offenbar aufgegeben.

So was aber auch.

Sie ging an Parkpersonal und Portiers vorbei. Vor sechs Monaten hatte sie eine andere Frisur, anderes Make-up und ein anderes Kleid getragen und war anders gegangen. Doch auch wenn sie heute ihre Erscheinung nicht geändert hätte, wäre die schlanke, attraktive junge Frau mit der Aktentasche niemandem aufgefallen.

Geschäftsreisende sind unsichtbar.

Auch die drei Mitarbeiter am Empfang blickten nicht auf, als sie vorbeiging.

Sie schritt durch die mit Marmor verkleidete Eingangshalle, vorbei an einem riesigen Steintisch, dessen Blumen-deko für mehrere Beerdigungen ausgereicht hätte, in einen langen Durchgang, gesäumt mit Boutiquen, die Freizeitkleidung aus Kaschmir, Seide und Wildleder anboten und zwar noch geöffnet, aber schwach besucht waren. Schließlich erreichte Grace die Lounge, eine dunkle Halle, die durch eine zehn Meter hohe Kassettendecke größer wirkte, als sie war, mit verstreuten Sitzgruppen, Orchideen und einem orange-braunen Konzertflügel, auf dem niemand spielte.

Der Raum war zu zwei Dritteln leer, sodass jeder Besu-

cher maximale Privatsphäre genoss. Im Hintergrund lief Smooth Jazz vom Band, der sich mit klirrenden Gläsern und den üblichen gelangweilten Gesprächsfetzen mischte.

Grace wählte eine Zweiercouch, mit Blick auf den Flügel, die aber von dem Instrument und der Bar dahinter weit genug entfernt stand. Die Schlangenledermappe auf dem Boden, die Kordeltasche auf dem Sitz neben sich, setzte sie sich. Sie überschlug die Beine und ließ einen der Pumps vom Fuß baumeln, während sie vorgab, in Gedanken versunken zu sein. Dann, als hätte sie etwas beschlossen, öffnete sie die Aktenmappe und zog einen Stapel Postwerbung eines Investmentbankers heraus; langweiliges Zeug, das sie für Abende wie diesen aufgehoben hatte. Sie suchte einen Prospekt voller Jargon-Sprechblasen über aufstrebende Märkte heraus und tat so, als würde sie fasziniert die Tabellen und Kurven mit ihren beschönigenden Prognosen studieren.

Es dauerte nicht lange, bis eine Stimme mit mexikanischem Akzent sagte: »Was darf ich Ihnen bringen, Ma'am?«

Grace sah hoch und blickte auf einen kleinen, dicken Kellner Mitte fünfzig. *Miguel* stand auf einem dezenten Messingnamensschild.

»Negroni on the rocks, bitte. Mit Hendrick's Gin, wenn Sie haben.«

»Haben wir bestimmt, Ma'am.«

»Schön. Danke.«

»Etwas zu essen, Ma'am?«

»Hm ... Haben Sie noch diesen Käsetoast?«

»Sicher.«

»Dann bitte Käsetoast zum Negroni.« Sie schenkte Miguel ein Lächeln und wandte sich wieder ihrer Märchenstunde in Finanzwesen zu. Wenige Minuten später wurden

Drink und Imbiss neben ihrer rechten Hand auf den Tisch gestellt. Sie nickte und bedankte sich bei Miguel, ohne jedoch zu dick aufzutragen.

Ein Schluck, ein Bissen, noch ein Schluck.

Die wundervoll bittere Note des Campari überdeckte die zuckrige Süße des Werbeprospekts, und der Hauch von Gurke im schottischen Gin rundete den Geschmack ab. Letztes Jahr hatte sich Grace eine Woche in Florenz gegönnt, wo sie in einer viel zu großen Suite im Vier Jahreszeiten abgestiegen war. Die Bar hatte einen Cocktail namens Valentino angeboten, eine Variante des klassischen Negroni mit mehr Gurke und einer weiteren Zutat, die Grace nicht identifizieren konnte. Sie hatte sich vorgenommen, das Rezept herauszufinden, war aber bislang nicht dazu gekommen.

So beschäftigt, diese Frau.

Den Blick immer noch auf ihrem Investment-Blabla, dachte sie an Florenz, und die Erinnerungen liefen vor ihrem inneren Auge ab wie lang belichtete Fotos.

Ihr Kick-Erlebnis dort.

Kurz nach Mitternacht im traumhaft schönen toskanischen Garten des Hotels.

Ein wundervoller Mann Ende vierzig, Anthony, ein Brite, Banker, zurückhaltend und höflich, alles andere als attraktiv. Herrlich überrascht, als sie ihm an der Bar einen Aufschlag ihrer schwarzbraunen Augen und keck geschürzte Lippen geschenkt hatte.

Und dann das Übliche, bis der arme Kerl »Ich liebe dich« rief, als er kam.

Sie stellte sich vor, wie er sie am folgenden Morgen gesucht hatte. Sie hatte früh ausgecheckt und war in die toskanischen Designer-Outlets gefahren, wo sie günstig

ein paar Sachen von Prada erstand. Anschließend war sie nach Rom weitergereist, wo sie im alten jüdischen Getto Klippfisch und Fettuccine mit Trockenfleisch aß, um sich für den Elfstundenflug in die Heimat zu wappnen.

Die heimgesuchten Seelen brauchten sie. Anthony würde allein klarkommen.

Exakt fünf Minuten saß Grace da, aß, trank, den Blick auf ihren Prospekt gerichtet, dann sah sie auf und gab ein unterdrücktes Gähnen vor. Ohne groß den Kopf oder die Augen zu bewegen, sah sie sich verstohlen in der Lounge um.

Um den Flügel herum saßen vier unbrauchbare Grüppchen: drei Trios aus Geschäftsleuten und ein Quartett streberhaft wirkender Hänflinge, die nach Computernerd aussahen und wahrscheinlich viel reicher waren, als ihre unpassende Kleidung vermuten ließ.

Rechts von Grace saßen zwei einzelne Frauen: eine Mitte sechzig, immer noch sexy, vielleicht sogar eine Professionelle mit einer monströsen Oberweite, Haut kurz vorm Melanomausbruch und Platinhaar, das aussah wie künstlich beleuchtet. Das Ganze präsentierte sich in einem ärmellosen kleinen Schwarzen, das schlanke, aber vom Alter zähe Beine und ein sonnenverbranntes, faltiges Dekolleté offenbarte.

Alles an der Frau rief *Jetzt fick mich schon einer!*, und Grace konnte sich gut vorstellen, dass sie damit Erfolg haben würde.

Die zweite Frau war unscheinbar und trug einen Mantel, der ihr nicht stand. Wie Grace las sie etwas, das nach Arbeit aussah. Anders als Grace war es ihr damit wahrscheinlich ernst.

Zu ihrer Linken gab es zwei potenzielle Ziele. Immerhin. Zwei einzelne Männer.

Der eine war ein sehr großer Schwarzer mit Stelzenbeinen, möglicherweise ein ehemaliger Profisportler, der Diät-Cola trank. Sein Blick zeigte für einen kurzen Moment Interesse an Grace, wandte sich dann aber unvermittelt nach rechts, wo seine bildschöne Ehefrau und etwa zehnjährige Tochter aufgetaucht waren. Ein letzter Schluck Cola, dann war die glückliche Familie weg.

Der andere Y-Chromosom-Träger war mindestens achtzig. Grace hatte nichts gegen Altersmilde – vor Jahren hatte sie bei einer Konferenz in New York einen französischen Chirurgen erlegt, der mindestens doppelt so alt war wie sie, und sie hatte ihn einfühlsamer, rücksichtsvoller und klüger gefunden als alle jungen Männer, die sie kennengelernt hatte. Doch Geduld, Zärtlichkeit und kleine blaue Pillen waren nicht das, was sie heute Abend brauchte.

Vorausgesetzt, es tauchte noch ein Ziel auf.

In den folgenden zwanzig Minuten passierte nichts, und während Grace an ihrem Drink nippte und einen zweiten Prospekt hervorholte, begann sie sich zu fragen, ob sie den Standort wechseln sollte. Vielleicht zurück nach West Hollywood in eines dieser unanständig hippen Hotels am Sunset Boulevard. Falls das nicht funktionierte, musste sie sich wohl in eine Cocktail-Lounge im Retrostil begeben, die gern von Treuhand-Bankern besucht wurden.

Oder sich damit abfinden, dass es heute nichts wurde.

Sie wollte schon aufgeben, da entdeckte sie ihn.

Kapitel 5

Er wirkte ein wenig orientierungslos und brauchte eine Weile, bis er sich schließlich für einen Sessel schräg gegenüber von Graces Spähposten entschied.

Er war etwa im selben Alter wie Grace oder etwas älter, mittelgroß und gutaussehend. Sein dichtes schwarzes Haar hatte eine Länge, die eher nachlässig als gestylt aussah. Seine Kleidung bestätigte den Eindruck: ein Tweedjackett, das für Los Angeles viel zu dick war, ein hellblaues Hemd, zerknitterte Baumwollhose, braune Slipper.

Das Jackett war unförmig, und die Hose hing über die Schuhe, doch nicht auf modisch pseudolässige Art. Dieser Mann verbrachte nicht viel Zeit vor dem Spiegel.

Vielleicht war heute Abend doch noch nicht alles verloren.

Grace setzte ihre Lektüre fort und sah hin und wieder verstohlen auf. Gerade nahm er eine Speisekarte von einer Kellnerin entgegen – Miguel hatte wohl seine Schicht beendet und war durch ein junges Ding im Minirock ersetzt worden, deren Körperhaltung verriet, dass sie für Trinkgeld zu jedem Flirt bereit war.

Bei diesem Typen war das jedoch vergebliche Liebesmüh. Er sah nicht einmal auf.

Es ging doch nichts über eine anständige Herausforderung.

Er überflog die Karte und legte sie beiseite. Dann

rutschte er tiefer in seinen Sessel und starrte ins Leere, bis er die Augen schloss, offensichtlich um ein Nickerchen zu machen.

Minirock kam mit einem Bier zurück, immer noch im Flirtmodus. Diesmal sah er sie mit einem kurzen Lächeln an und bezahlte gleich – damit sie wusste, dass er nichts weiter bestellen würde und nicht gestört werden wollte?

Nach einem Schluck schloss er erneut die Augen.

Kurz darauf trank er wieder aus seinem Glas, während Grace ihn hinter ihrem Prospekt hervor beobachtete. Seine Augen blieben jetzt geöffnet, und als er unruhig zu werden schien, senkte sie ihren Prospekt, trank von ihrem Negroni und überschlug abermals die Beine, wobei sie ihre Elfenbeinwade und ein paar Zentimeter Oberschenkel zeigte.

Der braune Pump baumelte hin und her wie ein Pendel aus Wildleder.

Grace schwang ihr Bein etwas stärker, sodass das graue Kleid ein Stück nach oben glitt. Die Bewegung fiel Tweedjackett auf. Er sah kurz herüber und wandte sich dann ab. Um den Blick gleich wieder auf Grace zu richten, die so tat, als wäre sie ganz versunken in die Welt der Finanzderivate.

Bislang hatte er an seinem Glas nur genippt, jetzt nahm er einen großen Schluck und wischte sich mit dem Finger Bierschaum vom Mund. Dann blickte er auf den Finger und trocknete ihn an der Cocktailserviette ab.

Grace blätterte eine Seite um, nahm einen Pseudoschluck von ihrem Negroni und drehte den Kopf, wobei sie sah, dass er rasch den Blick abwandte. Beim nächsten Mal ertappte sie ihn, ehe er wegsehen konnte. Sie hielt seinen Blick und tat dann so, als wäre nichts, um ihn weiter zu ignorieren. Wieder überschlug sie die Beine.

Sie setzte sich gerade hin und bog leicht ihren Rücken

durch, sodass sich der Kaschmirstoff des Kleides straff über ihren Körper spannte.

Er leerte sein Glas, strich sich die Haare zurück und wiederholte die Geste, als sie wieder in die Stirn fielen.

Grace las und ließ ihren anderen Schuh vom Fuß baumeln. Sie neigte den Kopf leicht, sodass ihr Haar lang herabfiel, strich mit der Hand über die kastanienbraunen Wellen und schwang sie vom Zielobjekt weg.

Dann zurück zu ihm.

Ihre Blicke trafen sich erneut.

Diesmal hielt sie seinen Blick länger, jedoch mit ausdrucksloser Miene. Er wirkte erschrocken darüber, dass er ertappt worden war.

Grace lächelte.

Dankbar lächelte er zurück und griff nach seinem Glas. Als ihm auffiel, dass es leer war, sah er zu ihr herüber und zuckte die Schultern.

Sie lachte.

Singen konnte sie nicht, zumindest keinen Ton halten, doch ihre Sprechstimme war ein warmer, melodioser Alt. Ebenso anziehend klang ihr Lachen, wenn sie auf Beutezug war, ein kehliges Perlen der Belustigung, das die Männer faszinierte.

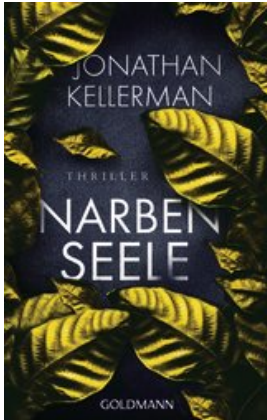
Sie ließ ihr Lachen über die Gesprächsfetzen klingen, leerte ihr Glas, hob es an und lächelte warm.

Du bist nicht der Einzige, dem es so geht, mein Freund.

Jetzt war es an ihm, zu lachen. Zu hören war nichts, doch sein Mund dehnte sich auf anziehende Weise.

Ein wohlgeformter Mund. Bestimmt hat er weiche Lippen, dachte Grace.

Nachdem sie ihn etwas genauer betrachtet hatte, wurde ihr bewusst, dass er wirklich attraktiv war. Nicht dass es



Jonathan Kellerman

Narbenseele

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 544 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-48488-1

Goldmann

Erscheinungstermin: Dezember 2016

Grace Blades ist eine brillante Psychologin. Ihre Gabe, verletzte Seelen zu heilen, kommt nicht von ungefähr. Sie trägt ihre eigenen unsichtbaren Narben – früh musste sie den blutigen Tod ihrer Eltern mit ansehen. Und Grace' makelloser professioneller Ruf besteht nur, weil sie ihre geheime dunkle Seite strikt von ihrem Berufsleben trennt. Umso schockierter ist sie, als eine Bekanntschaft aus ihrem Privatleben in ihrer Praxis auftaucht. Schlimmer noch, am nächsten Tag wird dieser Patient tot aufgefunden. Grace beginnt, auf eigene Faust zu ermitteln. Doch dabei kommt sie einem grausamen Gegner auf die Spur, der die Dämonen ihrer Vergangenheit wieder aufleben lässt.

 [Der Titel im Katalog](#)